

Unverkäufliche Leseprobe



CJ Hauser
Die Kranichfrau

2023. 336 S.
ISBN 978-3-406-79831-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/34456543>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

CJ Hauser

Die Kranichfrau

In der Hoffnung auf ein Happy End unterwirft sich CJ Hauser dem eigenen Partner mehr und mehr. Doch auch die Unzufriedenheit über dieses Verhalten wächst, und mit ihr beginnen sich Fragen aufzudrängen: Welche Rolle nehme ich in Beziehungen ein und warum? Wieso akzeptiere ich es, mehrmals betrogen worden zu sein? Wie breche ich Geschlechterzuschreibungen, die mir vorgelebt wurden, radikal auf? CJ zieht die Reißleine, cancelt die kurz bevorstehende Hochzeit und entdeckt, dass es den Aufwand lohnt, endlich mal die persönlichen Bedürfnisse von denen anderer zu trennen. Mit einem aufrichtigen, ungeschönten Blick ins eigene Leben beginnt CJ, sich selbst neu auszuloten und darüber zu schreiben. Selten hat jemand so treffsicher und unterhaltsam von der eigenen Orientierungslosigkeit erzählt.

CJ Hauser lehrt kreatives Schreiben und Literatur an der Colgate University, New York, und schreibt außerdem regelmäßig Texte für *The Guardian*, *The New York Times* und *The Paris Review*.

Hanna Hesse, geboren 1984, aufgewachsen in Oxford und Berlin, studierte Germanistik und Geschichte in Freiburg sowie Literarisches Übersetzen in München. Sie lebt als Projektmanagerin und freie Übersetzerin aus dem Englischen in München.

CJ Hauser

Die Kranichfrau

Warum ich meine Hochzeit absagte und
andere Liebeserklärungen

Aus dem Englischen von Hanna Hesse

C.H.Beck

Titel der amerikanischen Ausgabe:
The Crane Wife. A Memoir in Essays
© 2022 by CJ Hauser
Erschienen bei Doubleday, New York 2022.
This edition published by arrangement with DeFiore and Company
Literary Management, Inc.

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl
Umschlagabbildung: © Mira Lou
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 79831 3



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

in Dankbarkeit für

die Familie, die wir haben,
die Familien, die wir wählen,
& die Vorstellungen von einem Zuhause,
das Platz für beide bietet

Stolpere wieder
stumm
nach Hause
in mein eigenes
Infragestellen hinein.

Forrest Gander, Sag ihnen Nein

Inhalt

I

- Blut: 27 Liebesgeschichten 13
- Erster Akt: Die Handwerker 39
- Hepburn qua Hepburn 47
- Der Mann hinter dem Vorhang 72
- Die Kranichfrau 87

II

- Deep Blue 103
- Zweiter Akt: Die Fantasticks 114
- Die Dame mit der Lampe 122
- Mulder, ich bin's 151

III

- Nächte, die wir nicht hatten 175
- Dritter Akt: Dulcinea schmeißt hin 188
- Die zweite Mrs de Winter 198
- Die Neunhundert-Kilo-Biene 217

IV

- Nieder mit Jacksons Schlossmauern 259
- Die Fuchsfarm 268
- Entkopplung 294
- Sweet Siberian 322

Die Kranichfrau

Zehn Tage, nachdem ich mich entschlossen hatte, meine Verlobung aufzulösen, sollte ich an einer wissenschaftlichen Expedition an der texanischen Golfküste zur Beobachtung des Schreikranichs teilnehmen. Ich werde diesen Trip selbstverständlich canceln, dachte ich, als ich nach Trekkinghosen aus Nylon suchte, die man am Knie abtrennen konnte. Jemand, der eine Hochzeit absagt, sollte selbstverständlich traurig zu Hause sitzen und über die enorme Tragweite dessen, was gerade passiert ist, nachdenken, und nicht das tun, was ich vorhabe und wofür ich ein Paar Plastikclogs mit Entwässerungslöchern benötige. Und selbstverständlich, dachte ich, als ich einen sehr großen und sehr weichen Hut mit Kinnband anprobierte, selbstverständlich war es angesichts dessen, was in meinem Leben furchtbar schiefgelaufen war, grundfalsch, einen solchen Hut überhaupt nur aufzusetzen.

Zehn Tage zuvor hatte ich geweint und geschrien und meinen Hund eingepackt und das Haus mit den beiden Weidenbäumen, das ich zusammen mit meinem Verlobten Nick in Upstate New York gekauft hatte, hinter mir gelassen.

Zehn Tage später, und ich wollte nichts von dem tun, was ich jetzt hätte tun sollen.

Ich fuhr nach Texas, um den Schreikranich zu beobachten, weil ich für einen Roman recherchierte. In meinem Roman ging es um Biologen, die Feldforschung über Vögel betrieben, und ich hatte

keine Ahnung, wie Feldforschung eigentlich aussah, und so taten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in meinem Roman Dinge, wie große Stapel von Papieren herumzuschieben und die Stirn zu runzeln. Die netten Leute von Earthwatch versicherten mir, dass ich auf der Reise willkommen sein und während meiner Zeit am Golf an «echter Forschung» teilnehmen würde. Aber als ich in Corpus Christi darauf wartete, dass mich mein Team abholte, war ich nervös – ich malte mir alle anderen als Wissenschaftlerinnen oder passionierte Vogelbeobachter mit einschüchternden Ferngläsern aus.

Der Biologe, der die Reise leitete, kam in einem großen weißen Van mit Bootstrailer angefahren, auf dessen Seite in breiten Buchstaben BIEWISSENSCHAFTEN stand. Jeff war um die vierzig und trug eine Sonnenbrille und eine umgedrehte Baseballmütze auf dem Kopf. Er hatte einen Bart und einen neongrünen Gips am linken Arm. Vor einer Woche hatte er ihn sich beim Hockeyspielen mit seinen Söhnen gebrochen. Das Erste, was Jeff sagte, war: «Gleich geht's zum Camp, aber wenn es dir nichts ausmacht, machen wir einen kleinen Umweg über den Getränkemarkt.» Vielleicht war ich doch nicht ganz ungeeignet für die Wissenschaft.

Kurz bevor ich meine Verlobung auflöste, war Weihnachten.

Die Frau, die meine Schwiegermutter hätte werden sollen, konnte extrem gut mit Nadel und Faden umgehen und hatte jedem Familienmitglied einen Weihnachtsstrumpf zum Aufhängen mit einer Beatrix-Potter-Figur genäht. Im Jahr zuvor hatte sie mich gefragt, welche Figur ich gerne hätte (mein Verlobter war Benjamin Häschen). Die Entscheidung fiel mir unglaublich schwer. Sie fühlte sich wichtig an, so als würde die Figur, für die ich mich entschied, meine Rolle in dieser neuen Familie prägen. Ich entschied mich für Eichhörnchen Nusper, ein Eichhörnchen

mit einem leuchtend roten Schwanz – eine großartige, abenteuerlustige Figur, die schlussendlich ihren Schwanz verliert, weil sie zu mutig und zu stolz ist.

Ich kam an diesem Weihnachtsfest in Ohio an und blickte zum Treppengeländer, um zu sehen, wo mein Eichhörnchen seinen Platz gefunden hatte. Stattdessen war da eine Maus. Eine Maus mit pinkem Kleid und Schürze. Eine Maus, die Besen und Kehrschaufel in den Pfoten hält, bereit zu putzen. Eine Maus mit dem Namen Hunka Munka. Die Frau, die meine Schwiegermutter werden sollte, sagte: «Ich wollte erst das Eichhörnchen machen, aber dann dachte ich, das ist einfach nicht CJ. Das hier ist CJ.»

Es war unglaublich nett, was sie gemacht hatte. Sie war unglaublich nett. Ich dankte ihr und fühlte mich undankbar, weil ich zwar einen Weihnachtsstrumpf hatte haben wollen, aber nicht diesen hier. Wer war ich, dass ich meinte, die Wahl zu haben? Dass ich dieses nette Angebot verschmähte, weil es nicht das war, was ich haben wollte?

Als ich die Maus mit ihrem Besen betrachtete, fragte ich mich: Wer von uns beiden hatte das falsche Bild von mir?

Der Schreikranich ist eine der ältesten lebenden Vogelarten. Wir waren in einem alten Fischcamp an der Golfküste neben dem Aransas-National-Wildlife-Reservat untergebracht, wo 500 der weltweit nur noch 800 lebenden Schreikraniche überwintern. Ziel unserer Expedition war es, Daten zu sammeln, um das Verhalten der Vögel zu erforschen und etwas über die Ressourcen zu erfahren, die ihnen im Aransas-Reservat zur Verfügung standen.

Der Schlafraum der Frauen war klein und roch nach Holz, und auf den nebeneinander aufgereihten Einzelbetten lagen Steppdecken. Lindsay, die einzige andere Wissenschaftlerin, war eine Studentin Anfang zwanzig aus Wisconsin, die Vögel so liebte, dass

sie mit den Händen die Form ihrer Nacken und Schnäbel nachmachte, wenn sie über sie sprach – Vogelleben als Pantomime. Jan, eine andere Teilnehmerin, war eine pensionierte Geophysikerin, die für Ölfirmen gearbeitet hatte und jetzt Chemie in der Highschool unterrichtete. Jan war wahnsinnig fit und wahnsinnig braun und wahnsinnig kompetent. Jan war keine erfahrene Vogelbeobachterin. Sie war eine Frau, die zwei Jahre lang erst ihre Mutter und dann ihre beste Freundin gepflegt hatte. Beide waren vor Kurzem an Krebs gestorben, und während sie für beide sorgte, hatte sie sich selbst verloren, sagte sie. Sie wollte eine Woche nur sie selbst sein. Keine Lehrerin oder Mutter oder Ehefrau. Diese Reise war das, was sie sich nach dem Tod beider Frauen schenkte.

Um fünf Uhr klopfte es an der Tür des Schlafrums, und ein sehr alter Mann kam herein, gefolgt von Jeff.

«Zeit für den ersten Cocktail?», fragte Warren.

Warren war ein 84 Jahre alter Junggeselle aus Minnesota. Er konnte zwar die meisten körperlichen Aktivitäten auf dieser Expedition nicht mehr mitmachen, aber er hatte bereits an 95 Earthwatch-Expeditionen teilgenommen, auch an dieser bereits einmal zuvor. Warren fand Vögel okay. Was er wirklich liebte, war die Cocktailstunde.

Als er an diesem ersten Abend zum Cocktailtrinken zu uns kam, war sein dünnes, silbernes Haar noch feucht vom Duschen, und er roch nach Shampoo. Er hatte ein frisches Hemd angezogen und eine Flasche mit fantastisch gutem Scotch unter dem Arm.

Jeff nahm Warren, Jan und mich unter seine Fittiche. «Was für eine seltsame Gruppe», sagte Jeff.

«Mir gefällt sie», sagte Lindsay.

In dem Jahr, das meiner Hochzeitsabsage vorausging, hatte ich oft geweint und meinen Verlobten angeschrien, zu überzeugen ver-

sucht oder angefleht, er solle mir sagen, dass er mich liebe. Dass er nett zu mir sein solle. Dass er die Art, wie ich mein Leben gestaltete, bemerken solle.

Einmal ging es darum, dass ich für eine Hochzeit mein rotes Lieblingskleid angezogen hatte. Ich stolzierte aus dem Bad, um es ihm zu präsentieren. Er starrte auf sein Handy. Ich wollte von ihm hören, dass ich hübsch aussah, also tänzelte ich vor ihm herum, packte ihn an den Schultern und sagte: «Du siehst hübsch aus! Sag mir, dass ich hübsch aussehe!» Er sagte: «Ich habe dir bereits Komplimente gemacht, als du das Kleid letzten Sommer getragen hast. Also kann man annehmen, dass ich dich darin immer noch hübsch finde.»

Ein andermal schenkte er mir eine Geburtstagskarte, in der ein Post-it klebte, auf dem GEBURTSTAG stand. Danach erklärte er mir, dass die Karte noch in einem guten Zustand sei, weil er nichts reingeschrieben hatte. Er entfernte das Post-it und verstaute die unbeschädigte Karte in unserem Ablageschrank.

Was man wissen sollte: Ich hasste es, dass ich mehr als das von ihm brauchte. Nichts finde ich demütigender als meine eigenen Bedürfnisse. Ich hasse nichts mehr an mir, als zur Last zu fallen und mir selbst nicht genug zu sein. Ich wollte nicht wie eine dieser dauernörgelnden Frauen sein, die in einer Sitcom hätte auftreten können.

Das waren alles nur Kleinigkeiten, und ich sagte mir, dass es dumm war, deswegen enttäuscht zu sein. Ich war in meinen Dreißigern angekommen, in dem Glauben, es wäre ein Zeichen von Schwäche, etwas von anderen zu brauchen. Ich denke, das trifft auf viele Menschen zu, aber besonders auf Frauen. Wenn Männer nach etwas verlangen, sind sie «leidenschaftlich». Wenn sie das Gefühl haben, etwas, das sie brauchen, nicht bekommen zu haben, sind sie dessen oder sogar ihrer Männlichkeit «beraubt» worden,

und jede Art von Verhalten wird toleriert. Aber wenn eine Frau etwas braucht, ist sie *bedürftig*. Sie soll alles, was sie zum Glücklichen sein braucht, in sich selbst tragen.

Dass ich von jemand anderem hören wollte, ich liebe dich, ich sehe dich, war mein ganz persönliches Versagen, und ich versuchte, dagegen anzuarbeiten.

Als ich herausfand, dass er, einige Wochen, nachdem wir uns kennengelernt hatten, mit einer gemeinsamen Freundin geschlafen hatte, sagte er mir, dass wir damals noch nicht offiziell zusammen gewesen wären, das also keine große Sache sein sollte. Ich beschloss, ihm recht zu geben. Als ich herausfand, dass er Monate später an Silvester ein anderes Mädchen geküsst hatte, sagte er, dass wir damals noch nicht offiziell über Monogamie gesprochen hätten, das also keine große Sache sein sollte. Ich beschloss, ihm recht zu geben.

Ich bat ihn, offiziell über Monogamie zu sprechen, und in dem Versuch, eine coole Socke zu sein, die nicht so viele lästige Bedürfnisse hatte, sagte ich, dass ich darauf verzichten könne. Er sagte, er fände es gut, wenn wir monogam wären.

Das Beobachten des Schreikranichs lehrte mich Folgendes: Nur ein kleiner Teil davon hat mit den eigentlichen Vögeln zu tun. Stattdessen zählten wir Beeren. Zählten Krabben. Bestimmten den Salzgehalt des Wassers. Standen im Matsch. Maßten die Windstärke.

Wie sich herausstellt, verbringt man seine Zeit beim Erhalten einer Spezies nicht damit, den Vogel, den man retten will, anzustarren. Stattdessen untersucht man das, was er benötigt, um leben zu können. Man schaut, ob es genug Essen und Trinken gibt. Man schaut, ob es geschützte Schlafplätze gibt. Gibt es hier genug, um zu überleben?

Während ich durch den Schlamm des Aransas-Reservats watete, verstand ich, dass jede Möglichkeit, Nahrung zu finden, zählt. Jede Pfütze trinkbaren Wassers zählt. Jede Bocksdornbeere, die in Texas im Januar an einem Zweig baumelt, zählt. So klein war der Unterschied zwischen lebenserhaltend und nicht genug.

Gäbe es eine Art Entzug für Menschen, die sich dafür schämen, Bedürfnisse zu haben, sähe er vielleicht genau so aus. Reise an die Golfküste. Zähle jede Bocksdornbeere. Miss die Tiefe jeder Pfütze.

Mehr als einmal sagte ich zu meinem Verlobten: «Wie soll ich denn wissen, dass du mich liebst, wenn du nie liebevoll bist oder mir nette Dinge sagst oder sagst, dass du mich liebst?»

Er erinnerte mich daran, dass er früher bereits ein oder zwei Mal «Ich liebe dich» gesagt hatte. Warum konnte ich nicht einfach wissen, dass das für die Ewigkeit galt? Ich verglich es mit einer Wanderung, wenn er mir sagte, dass er Wasser dabei hatte, es mir aber nie gab, und sich dann wunderte, warum ich immer noch durstig war.

Er sagte, Wasser sei nicht das Gleiche wie Liebe, und er hatte recht.

Es gibt Schlimmeres, als keine Liebe zu bekommen. Es gibt traurigere Geschichten als diese hier. Artensterben und Erderwärmung. Ich sagte mir: Für wen hältst du dich mit deinen Beschwerden, mit deinen belanglosen, außerplanmäßigen Bedürfnissen?

Ich stürzte mich an der Golfküste in die Arbeit. Ich beobachtete die Kraniche durch mein Fernglas und notierte mir ihre Verhaltensmuster, und ich liebte ihre langen Hälse und roten Flecken. Wenn sie ihre Körper verdrehten, um sich zu putzen, sahen die Kraniche elegant und wild aus. Von außen wirkten sie nicht wie eine Spezies, die gerade um ihr Überleben kämpfte.

Am Morgen machten wir einander Sandwiches, und abends lachten wir und liehen einander frische Socken. Wir überließen einander das Bad. Verziehen einander, dass wir die immer gleichen Geschichten erzählten. Wir halfen Warren, wenn ihm das Gehen schwerfiel. Wir kümmerten uns um einander, möchte ich damit sagen. Und wir hatten Freude daran. Ich gebe es nicht gerne zu, aber nachdem ich meine Hochzeit abgesagt hatte, während der Woche, die ich dreckig und müde an der Golfküste verbrachte, war ich glücklich.

Auf dem Heimweg aus dem Reservat sahen wir oft wilde Schweine, borstige schwarz-pinke Mütter mit ihren Jungen, die durch das Unterholz wuselten und sich zwischen den Kakteen im Staub suhlten. Jeden Abend schlossen wir im Van Wetten ab, wie viele Schweine wir auf unserer Rückfahrt sehen würden.

Eines Abends, die Reise war zur Hälfte vorbei, nannte ich eine vernünftige Zahl. Normalerweise entdeckten wir vier, ich hoffte auf fünf, aber wettete auf drei, weil ich annahm, dass nicht mehr zu erwarten wären.

Warren wettete wild, optimistisch, zu hoch.

«Zwanzig Schweine», sagte er. Er faltete seine Hände auf der weichen Brust.

Wir klopfen lachend auf die kunstledernen Autositze angesichts dieses Wagemuts.

Aber die Sache ist die: Es stimmte. An diesem Abend sahen wir auf dem Heimweg zwanzig Schweine. Und während wir feierten, fiel mir auf, wie traurig es war, dass ich so niedrig gewettet hatte. Dass ich noch nicht einmal die Vorstellung zuließ, das zu bekommen, was ich mir erhoffte.

In meiner Beziehung mit meinem Verlobten lernte ich, mit weniger auszukommen. Ich erfuhr, dass er mich betrogen hatte, was ein Wendepunkt hätte sein sollen, es aber nicht war. Die Frau, mit der er geschlafen hatte, war eine Freundin von ihm, mit der ich mich anfangs auch hatte anfreunden wollen, die mich aber anscheinend nicht mochte. Erst hatte er mich dazu gebracht, eifersüchtig auf sie zu sein, und dann, meine Eifersucht verrückt zu finden.

Dieses ganze Täuschungsmanöver zog sich ein Jahr hin, sodass die Untreue bereits ein Jahr zurücklag, als ich endlich herausfand, was wirklich passiert war.

Für mich war das neu, aber für meinen Verlobten Schnee von gestern.

«Rein logisch gesehen», sagte er, «ist es inzwischen egal.»

Es war vor einem Jahr passiert. Warum regte ich mich über alte Kamellen auf?

Ich verbog mich gedanklich, wie von mir verlangt.

Ich überzeugte mich selbst, dass ich eine logisch denkende Frau war, die die Nachricht darüber, betrogen worden zu sein, die Nachricht darüber, dass er kein Kondom benutzt hatte, zur Kenntnis nehmen und sie von der aktuellen Realität unseres Zusammenlebens trennen konnte.

Warum sollte ich wissen müssen, ob wir monogam gewesen waren? Warum sollte ich angesichts solch alter Kamellen verletzt sein und auch noch über meine unbequemen Gefühle reden wollen?

Ich würde eine Frau sein, die diese Dinge nicht brauchte, beschloss ich.

Ich würde weniger brauchen. Und noch weniger.

Ich wurde sehr gut darin.

«Die Kranichfrau» ist ein altes japanisches Volksmärchen. Ich

fand ein Exemplar im Souvenirladen des Reservats, zwischen Baseballmützen und Autoaufklebern, auf denen VORSICHT: DER LETZTE SCHREI stand. Und es gibt unglaublich viele Varianten dieser Geschichte, aber in meiner Ausgabe lässt ein Kranichweibchen einen Mann denken, es sei eine Frau, sodass der Mann es heiratet. Die Kranichfrau liebt den Mann, aber sie weiß, dass er sie nicht als Kranich lieben würde, also verbringt sie jede Nacht damit, sich mit ihrem Schnabel die Federn auszurupfen. Sie hofft, dass er nie sehen wird, was sie wirklich ist: ein Vogel, um den man sich kümmern muss, ein Vogel, der wegfliegen kann, ein Lebewesen mit den Bedürfnissen eines Lebewesens. Jeden Morgen ist die Kranichfrau erschöpft, aber sie ist wieder eine Frau. Immer wieder eine Frau zu werden, verlangt unglaublich viel Selbsterstörung. Sie schläft nie. Sie rupft sich alle Federn aus, eine nach der anderen.

Eines Abends kauften wir einem vorbeifahrenden Fischerboot am Golf einen Sack Austern ab. Wir hatten an diesem Tag so viel Zeit auf dem Wasser verbracht, dass ich noch in meinem Campingstuhl das Gefühl hatte, von den Wellen hin und her geschaukelt zu werden. Wir aßen die Austern und tranken. Jan nahm mir das Austernmesser weg, weil ich damit immer wieder abrutschte. Wildkatzen angelten sich unsere leeren Schalen und bettelten um Reste.

Jeff spielte mit dem Zielfernrohr, mit dem wir die Vögel beobachteten, und ich fragte: «Wonach suchst du denn mitten in der Nacht?» Er winkte mich zu sich, und als ich in das Fernrohr hinschaute, stand der Mond direkt vor meinen Augen.

Ich glaube, ich hatte Angst, dass ich mich ins Verderben reißen würde, wenn ich die Hochzeit absagte. Dass die Geschichte meines Lebens dadurch auf irgendeine unumkehrbare Weise entstellt

würde. Ich hatte schon Schlimmeres erlebt, aber nichts bedrohte mein amerikanisches Verständnis eines Lebens so sehr wie eine abgesagte Hochzeit. Als die Entscheidung hinter mir lag, hier am Golf, verstand ich, dass man sich selbst nicht ins Verderben reißen konnte. Es gibt Arten, verwundet zu werden, und Möglichkeiten, diese Wunden zu überleben, aber niemand kann überleben, indem er, indem sie die eigenen Bedürfnisse verdrängt. Eine Existenz als Kranichfrau ist nicht auszuhalten.

Ich hatte den Mond, diese helle Kugel, noch nie so nah gesehen. Als Erstes fiel mir auf, wie lädiert sie aussah. Wie strukturiert und vernarbt durch Einschläge. Ihr Gesicht erzählte eine ganze Geschichte – ein Gesicht, das aus der Ferne immer so perfekt aussah.

Es lässt sich leicht sagen, dass ich meinen Verlobten verließ, weil er mich betrogen hatte. Aber die Wahrheit ist komplizierter. Die Wahrheit ist, dass ich ihn nicht verließ, als ich es herausfand. Noch nicht einmal für eine Nacht.

Ich erfuhr von seinem Seitensprung noch vor unserer Verlobung, und ich sagte trotzdem Ja, als er mir im Park den Antrag machte, an dem Tag, an dem wir eigentlich eine Stellenzusage feiern wollten, die ich am Morgen bekommen hatte. Sagte Ja, obwohl ich ihm erklärt hatte, dass ich aus politischen Gründen gegen die Diamanten war, von deren Notwendigkeit er mich überzeugt hatte. Sagte Ja, obwohl er aus unserer Verlobung eine Farce machte, indem er auf den Bachelor anspielte und mir eine Rose gab. Ich schäme mich für all das.

In seinem Antrag hatte er weder mich noch uns konkret erwähnt, und als wir den langen Pfad zurück zum Ausgang des Parks nahmen, fühlte ich mich der besonderen Ansprache beraubt, die ich mir für so einen Moment immer erhofft hatte, und obwohl

ich mich dafür hasste, so etwas zu brauchen, mich noch mehr dafür hasste, es erzwingen zu wollen, fragte ich ihn: «Warum liebst du mich? Warum meinst du, sollten wir heiraten? Im Ernst?»

Er sagte, er wolle mit mir zusammen sein, weil ich nicht nervte und bedürfnislos war. Weil ich Bier trank. Weil ich unkompliziert war.

Ich schwieg. Ein paar Schritte weiter fügte er hinzu, dass er glaubte, ich würde eine gute Mutter abgeben.

Das war nicht das, was ich erhofft hatte. Aber es war das, was er mir anbot. Und für wen hielt ich mich, mehr zu wollen?

Ich verließ ihn nicht, als er mir erzählte, die Frau, mit der er mich betrogen hatte, habe sich am Telefon beschwert, dass ich die Freundschaft der beiden nicht mehr billigte.

Ich verließ ihn nicht, als er sie zu unserer Hochzeit einladen wollte. Auch nicht, als er sich darüber aufregte, dass ich Nein sagte, und mich fragte, was er denn dann seiner Mutter und seinen Freunden erzählen solle.

Liebe Leserinnen und Leser, beinahe hätte ich diesen Mann geheiratet.

Selbst jetzt klingen die Begriffe «anhänglich» oder «bedürftig» in meinen Ohren beschämend. Das Schlimmste, was eine Frau sein kann. An manchen Tagen sage ich mir immer noch, dass ich nehmen soll, was man mir anbietet, denn wenn das nicht ausreicht, bin ich es, die zu viel will. Ich schäme mich dafür, über so etwas zu schreiben und nicht über den Schreikranich oder wirkliche Hungersnöte oder andere, viel bedeutendere Bedürfnisse auf dieser Welt.

Aber ich möchte deutlich machen, dass ich meinen Verlobten verließ, als es fast zu spät war. Und ich erzähle den Leuten die Geschichte des Seitensprungs, weil sie so einfach ist. Jeder weiß,

wie sie geht. Schwerer fällt es mir, zu erzählen, wie ich mich davon überzeigte, weniger zu benötigen als das, was man zum Überleben braucht. Wie ich mich davon überzeigte, dass erst meine Bedürfnislosigkeit mich liebenswert machte.

Eines Abends nach der Cocktailstunde erzählte ich Lindsay in der Küche unserer Hütte davon, wie ich mein Leben in einen Scherbenhaufen verwandelt hatte. Ich erzählte es ihr, weil ich gerade eine Mailboxnachricht über eine Teilrückzahlung für mein hochgeschlossenes Hochzeitskleid bekommen hatte. Die Rückzahlung war nur anteilig, weil man das Kleid bereits geschneidert, aber mit der Perlenstickerei noch nicht begonnen hatte. Man könne die einzelnen Teile des Kleides wieder auftrennen und anders verwenden. Ich war gerade noch rechtzeitig gewesen.

Ich erzählte es Lindsay, weil sie schön und freundlich und geduldig war und wunderbare Dinge wie Vögel liebte, und ich wollte wissen, was sie dazu sagte. Was würden alle guten Menschen, die ich kannte, sagen, wenn ich ihnen erzählte, dass die Hochzeit, zu der sie bereits zugesagt hatten, abgeblasen war und das Leben, das ich in den letzten drei Jahren aufgebaut hatte, aufgetrennt und zu einem anderen Zweck genutzt werden würde?

Lindsay sagte, dass es mutig sei, etwas nicht zu tun, auch wenn alle es von einem erwarteten.

Währenddessen saß Jeff zusammen mit Warren draußen an der Hüttenwand und hatte das Zielfernrohr auf den Mond ausgerichtet. Die Fliegengittertür war offen, und ich wusste, dass er mich gehört hatte, aber er sprach mich nie auf mein Geständnis an.

Was er tat, war, mich das Boot steuern zu lassen.

Am nächsten Tag waren nur er, Lindsay und ich auf dem Wasser. Wir waren schnell, und es war laut. «Du fährst», rief mir Jeff durch das Motorengeheul zu. Lindsay grinste und nickte. Ich

hatte noch nie ein Boot gesteuert. «Was muss ich tun?», rief ich. Jeff zuckte die Achseln. Ich nahm das Steuer in die Hand. Wir passierten kleine Inseln, Familien pinker Rosalöffler, von Möwen umkreiste Mülltanker, zerzauste Felder voller Gras und Bocksdornbeeren, und mir wurde klar, dass es gar nicht so bemerkenswert für einen Menschen ist, zu verstehen, was ein anderer Mensch braucht.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de